

Frauenstimme

Nr. 5 * 46. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

28. Februar 1929

Kingen um neue Geschlechtsmoral

Es ist ein Kennzeichen unserer Uebergangszeit, daß die althergebrachten sittlichen Anschauungen ins Wanken geraten sind und daß neue Wertungen und Lebensformen sich herausbilden. Dieser Umbildungsprozeß bringt es mit sich, daß man heute am allerwenigsten von einer nur halbwegs allgemeingültigen Geschlechtsmoral selbst innerhalb einer bestimmten Gesellschaftsklasse sprechen kann. Man trifft die alten und die neuen Moralbegriffe in ihrer extremsten Prägung nicht nur bei den Angehörigen derselben Klasse, sondern bei den nächsten Familienangehörigen an, und eine tiefe Kluft trennt nur allzuoft Mütter und Töchter, Väter und Söhne gerade in ihren sittlichen Wertungen der geschlechtlichen Beziehungen. Infolgedessen stehen die ältere und jüngere Generation der verschiedenen Klassen einander in ihren sexuellen Sitten oft näher als beide Generationen innerhalb derselben Klasse. Die allgemeine Demokratisierung der Kultur bewirkt ferner, daß die Sitten der herrschenden Klassen heute viel rascher und in viel stärkerem Maße unter den Volksmassen Verbreitung finden, als es in früheren Jahrhunderten der Fall war. Die herkömmlichen Ehesitten, wo man nach außen hin den Schein der Eihehe wahrte und es mit der Treue und Wahrhaftigkeit durchaus nicht genau nimmt, bilden kein Monopol der besitzenden Klassen mehr.

Es erhebt von selbst, daß nicht jede Neuerung der Sexualmoral vom sozialistischen Standpunkt aus als wirklicher sittlicher Fortschritt anzusehen ist. Bedenkt man, daß unsere Jugend in dieser schweren Uebergangszeit ersten körperlichen und seelischen Gefahren ausgesetzt ist, so ist es Grund genug, nach einer Klärung dieser Fragen in sozialistischem Geiste zu streben. Aber auch für die Arbeiterbewegung als solche, sofern sie eine wirkliche Neugestaltung der gesamten Lebensverhältnisse anstrebt, ist es bei weitem nicht gleichgültig, nach welcher Richtung hin die Sittenumwälzung auf geschlechtlichem Gebiete sich vollzieht. Wenn auch diese Umwälzung durch die wirtschaftliche Umgestaltung und vor allem durch die total veränderte gesellschaftliche Stellung der Frau bedingt wird, so ist doch die Möglichkeit einer ideologischen und sozialistischen Beeinflussung heute durch die weltverbreitete Bildungstätigkeit der Arbeiterorganisations mehr denn je gegeben.

In der Tat werden in Arbeiterversammlungen sexuelle Fragen häufig eingehend erörtert. Die Parteilpresse fordert auch besonders die jugendlichen Genossen auf, die Vorträge über sexuelle Aufklärung, die von den in Arbeiterkreisen populären Sexualforschern veranstaltet werden, zu besuchen. Die Vortragsäle sind denn auch von Jugendlichen überfüllt, und es bietet sich somit die Gelegenheit einer tiefgehenden erzieherischen Einwirkung. Aber mit Bedauern muß festgestellt werden, daß die Aufklärung, die in diesen Vorträgen geboten wird, meistens in einseitigster Weise das Körperhafte und Triebhafte in den Vordergrund schiebt und das seelische Moment total vernachlässigt. Während die blutjungen Menschenkinder, darunter auch die S.M., stundenlang über homosexuelle und sonstige geschlechtliche Verirrungen, über Verhütungsmaßnahmen und Abtreibung, über geschlechtliche Dinge, die in die Sprechstunde des Arztes gehören, weit und lang unterrichtet werden, erfahren sie nichts über die seelischen Vorgänge des Liebeslebens.

Wenn nun aus der Zuhörerschaft Fragen gestellt werden, die unmittelbaren Anlaß bieten, auf das Liebesproblem

einzugehen, so werden sie meistens mit einer Sachlichkeit abgetan, die die jugendliche Seele erstarren läßt. Hier nur ein konkretes Beispiel: Während eines derartigen Vortrages, wo vor einem großen Auditorium jugendlicher die Technik (ein zeitgemäßer Ausdruck) des Geschlechtsverkehrs ausführlich behandelt wurde, wird folgender Fragezettel aus dem Publikum verlesen: „Haben Freunde und Freundinnen irgendwelche Rechte und Pflichten gegeneinander?“ Der Referent, ein von der Arbeiterjugend geschätzter Sexualforscher, erteilte darauf folgende präzise Antwort: „Meiner Ansicht nach haben sie keine Rechte und keine Pflichten; die Frau darf bloß nicht ohne ihre Einwilligung geschwängert werden.“ Damit war diese Kernfrage der heute so weit verbreiteten Liebesbeziehungen mit erstaunlicher Oberflächlichkeit erledigt. Man sollte annehmen, daß es wichtig gewesen wäre, die Siebzehn- und Achzehenjährigen, die dabei zahlreich vertreten waren, darauf aufmerksam zu machen, daß gerade die freie Liebesbeziehung, die bewußt den äußeren Rechtsschutz ausschaltet, zu einer Steigerung des inneren Verantwortungsgefühls verpflichtet. Und besteht nicht dabei ein Recht auf gegenseitige Achtung und Schonung?

Soll die Freiheit nicht in Zügellosigkeit ausarten, so setzt sie innere Schranken und selbstgewählte sittliche Normen voraus, die dem Mißbrauch des anderen als Genußobjekt entgegenwirken sollen. Es gilt in erster Linie, die sozialistische Jugend vor der Ueberschätzung des Sexuellen zu bewahren. Diese Ueberschätzung und die Entwertung der Liebe ist heute mehr denn je eine Folgeerscheinung der allgemeinen Entseelung der kapitalistischen Kultur, die alle idealen Werte schonungslos dem Gelderwerb unterordnet. Der sozialistischen Kulturbewegung, will sie schöpferische Wege gehen und sich vom kapitalistischen Banne lösen, erwächst daher die große Aufgabe, die heutige seelische Not insbesondere der Jugend in ihrer tiefsten Wurzel zu erkennen und durch entsprechende Einwirkung die sich aufreibenden seelischen Energien der sozialen Neugestaltung dienstbar zu machen.

Kann eine Verkümmern des Liebeslebens bei der proletarischen Jugend auch sozialen Idealismus auslösen, so kann eine oberflächliche Sexualisierung umgekehrt auch eine politische Verrohung im Gefolge haben. Das Drama der kommunistischen Jugend Rußlands sollte einem jeden, der die Zustände drüben verfolgt, als Warnungszeichen dienen. An der Selbstmordepidemie, den sexuellen Ausschreitungen, der Trunksucht und bitteren Enttäuschung dieser Jugend trägt nicht zuletzt ihre sexuelle Erziehung schuld, die so sehr auf das Triebhafte und Körperliche, auf die „Technik“ zugespielt war. Es liegen bereits Anzeichen vor, daß die besten und reiferen Vertreter unserer Jugend sich der Gefahr der einseitigen sexuellen Aufklärung bewußt werden und sich nach einer Vertiefung des Liebeslebens sehnen. Es ist kein Zufall und als sehr gesunde Erscheinung zu werten, daß die weibliche Jugend dabei führend ist. Es sind die tieferen Naturen, die trotz der so bedauerlichen Sexualisierung gerade der weiblichen Jugend im Betrieb, im Bureau usw. sich rein und widerstandsfähig erhalten haben, die als Trägerinnen einer neuen Sexualmoral auftreten. Wer mit diesen jungen, durch eigenes Geld früh gereiften Menschen in nähere Berührung kommt, der atmet frisch auf und schöpft Glauben an die zukünftige Beglückung der Menschen auch

durch die Verinnerlichung. Aus der Fülle der Tatsachen, die das Streben nach dieser Richtung hin bestätigen könnten, sei hier nur folgender Brief einer Jungsozialistin wiedergegeben:

„Es gibt heute keine Jugend, die nicht aufgeklärt ist — Geschlechtsverkehr schon mit 15 Jahren ist selbstverständlich. Man rühmt sich heute bei jeder Gelegenheit, daß dank gemeinsamen Sports usw. alle Schwärmerei bei der Jugend wegfällt. Aber darüber müssen wir uns klar sein, die moderne Kameradschaft bewirkt genau das Gegenteil dessen, was sie will. Man glaubt die Jugend zu einer richtigen Ansicht der Realität zu führen, indem man dem Geschlechtlichen das „Schwüle“ Scheinmännchen nimmt. In Wahrheit tritt das Gegenteil ein, die Tatsache des tiefen seelischen Geschlechtsunterschiedes wird verschleiert, während das Körperliche als das scheinbar einzige aufgedeckt wird. Körperlich weiß unsere heutige Jugend mehr als die früheren Generationen, aber seelisch ist sie unwissend. Ich bejahe den Geschlechtsverkehr der Jugend vor der Ehe unter der Voraussetzung, daß die betreffenden Menschen ihre Reife haben und seelisch übereinstimmen. Also nicht nur körperliche Zuneigung, sondern seelisches Verstehen! Nun fehlt heute letzteres in den überwiegenden Fällen. Man kennt keine Grenzen, geht auseinander nach jeder Kleinigkeit und sucht sich einen anderen Partner. Wie helfen wir da ab? M. E. hat hier die Frau ein großes Aufgabengebiet, denn das Seelische bringt meistens der Mann nicht mit, er entwickelt sich erst mit guten Frauen. Den Einfluß als Erzieherin des zwar manchmal geistig überlegenen, aber in seinen Trieben roheren Mannes zum Seelischen büßt aber heute die Frau mehr und mehr ein. Die Frau soll ihre Kräfte einer höheren Kultur zur Verfügung stellen. Es ist für viele Frauen sehr schwer, diesen Weg zu gehen, aber die Frau muß auch die größten Leiden auf sich nehmen, um einer höheren Sittlichkeit, und damit einer besseren Volksgemeinschaft willen!“

Heute, wo selbst das künstlerische Schaffen unter dem lähmenden Druck der so beliebten Sachlichkeit steht, gehört Mut zum Gefühl. Und mit Recht verweist die tiefblickende Verfasserin des Briefes auf den Leidensweg derjenigen Frauen, die sich nicht aus Bequemlichkeit auch auf erotischem Gebiet den Männern anpassen wollen, sondern die ihrer eigenen Natur und Liebessehnsucht treu für eine Durchseelung des Liebeslebens kämpfen. Ihr Leid ist aber nicht vergeblich, denn der Ausweg aus der tiefen Sexualkrisis ist nur durch die Steigerung der Erlebnisfähigkeit zu finden, nicht etwa im Sinne weisfremder Romantik, sondern naturechter Menschlichkeit. Der neuen Sexualmoral, die im sozialistischen Sinne erzieherisch wirken soll, erwachsen daher zunächst zwei Aufgaben: der Menschlichkeit eine gesunde Nachkommenschaft zu garantieren und zur seelischen Bereicherung, zur Vertiefung der kameradschaftlichen Solidarität zwischen Mann und Frau und dadurch zu höherem Gemeinschaftsleben beizutragen.

Judith Grünfeld.

Vor vierzig Jahren.

Wenige Wochen nach dem Hainfelder Parteitag, dem historischen Parteitag, der die damals zerklüftete österreichische Arbeiter-schaft geeinigt hat, erschien in der „Gleichheit“ in Wien der erste Aufruf einer Arbeiterin zur Bildungsarbeit unter den Frauen. Dieses historische Dokument, das wir der „Gleichheit“ vom 8. März 1889 entnehmen, hat folgenden Wortlaut:

„Offener Brief an alle Genossinnen und Genossen!

Es wird beklagt, daß die Arbeiterinnen sich von den öffentlichen Versammlungen der Genossen fernhalten. Niemand bemüht sich, die Ursache dieser Erscheinung klarzulegen.

So sei es denn mir, einer zielbewußten Arbeiterin, gestattet, diese zu erörtern, soweit ich sie zu verstehen glaube. Um es kurz zu sagen, uns fehlt in erster Linie die Organisation, und damit der Mut, aus jener letzten Linie, in die uns die heutige Gliederung der Gesellschaft gewiesen, herauszutreten.

Während die Angehörigen der einzelnen Gewerbe ihre Fachvereine besitzen und im Fortbildungsvereine auch diejenigen, welche keinem bestimmten Gewerbe angehören, ihre weitere Ausbildung finden können, ist uns Arbeiterinnen dieses Glück geistiger Erhebung verlost.

Mit geringer Schulbildung (ein Mädchen braucht nichts zu lernen, ist ja selber eine noch sehr verbreitete Ansicht), kommen wir, kaum halbwüchsig, in die Fabrik, oder in irgendeine Lehre.

Die einzigen Hilfsarbeiterinnen, die bis jetzt einen genossenschaftlichen Verband haben, sind die Modistin und Kleidermacherinnen, doch selbst diese haben keine Fortbildungsschule.

Sollten wir wirklich tüchtige und würdige Genossinnen der Männer, welche mit ihrem Leben für die gute Sache eintreten, werden, so müßt ihr, werte Genossen, uns die Wege bahnen.

Laßt uns an euren Studien teilnehmen, errichtet Unterrichtskurse für Arbeiterinnen, bemüht euch, die euch bekannten Arbeiterinnen dafür zu interessieren, und ihr werdet bald uns nicht nur zahl-

reich bei euren Versammlungen erscheinen, nein, in euren Reihen mutig kämpfen sehen.

Eine Arbeiterin.

In den vier Jahrzehnten, die seit der Veröffentlichung dieses Aufrufes verstrichen sind, ist nicht nur die österreichische Sozialdemokratie mächtig gewachsen, sondern auch die Zahl der sozialdemokratisch organisierten und geschulten Frauen ist so mächtig gestiegen, wie es damals wohl niemand träumen konnte. Trotzdem ist dieser Aufruf auch heute noch für Tausende und Tausende arbeitender Frauen durchaus zeitgemäß.

Und doch, du darfst so klein nicht sein.

Vielleicht wird morgen alles gut,
Derzujahr nicht ganz, du armes Blut,
Vielleicht schenkt morgen dir ein Brief,
Was ewig, ach, dein Hoffen rief.
Da sitzt so manche arme Frau
Wie du im letzten Zimmergrau,
Da summt so manche Kindermagd,
Derweil ihr Herz zerpringt, verklägt.
Und viel, die heut noch froh und frei,
Bald stürzt ihr Glück zu Nacht und Rei.

Da ist ein Fluch, der alle würgt,
Da ist ein Weg, der alle irrt —
Da ist kein Gott, der uns erlöst!
Wir Gras, wo eins das andre stößt,
Wir Tier, da eins das andre schlacht,
Wir bitten ew'ge Selbergsnacht...
Und doch, du darfst so klein nicht sein,
Du Bruder arm und Schwester mein,
Ich weiß, du trägst so schwer — sei still,
Kein Gott ist, der uns helfen will,
Kein Bett gibt Schlummer, keine Tür
Stürzt einen kleinen Engel dir —
Und doch harr aus, du weigt ja nicht,
Wie nah vielleicht dein Abendlicht,
Dann wirst du wieder kindlich, ach,
Vergißt des Lebens Trug und Schmach —
Und dann gedenk der andern, die
Wie damals du, voll Tod und Müd;
Bring Blumen in ihr Nachtpital...
Vielleicht war dies die letzte Qual.
Harr aus, du armes, armes Blut —
Vielleicht wird morgen alles gut.

Jakob Haringer.

Ernährung von Mutter und Kind.

Unter diesem Titel wird eine Ausstellung im Augusta-Viktoria-Kinderkrankenhaus gezeigt. Die Veranstalter der Ausstellung sind von dem Grundlag ausgegangen, nur wissenschaftlich feststehende, nicht mehr umstrittene Gesundheitsmaximen in schlichter, allgemeinverständlicher Darstellung zu bringen. In der Ernährung der werdenden und stillenden Mutter und des älteren Säuglings und Kindes sollen Gemüse, Obst und Salate eine wichtige Rolle spielen, nicht nur eine gelegentliche Zugabe darstellen, sondern zu den Grundelementen der Ernährung gehören.

Leider scheitern diese guten Ratschläge für die Mütter und Kinder der Arbeiterschaft an den vielfach unerschwinglichen Preisen für Obst und Gemüse (was von den Ausstellern unumwunden zugegeben wurde).

In übersichtlichen Bildtafeln wird das Sterblichkeitsverhältnis der Brust- zu den Flaschenkindern dargestellt (letzteres ist etwa fünfmal so groß), wird richtige Stilltechnik gelehrt und auch die Technik der künstlichen Ernährung berücksichtigt. Viel Raum ist auch der Darstellung der Rachitis und ihrer Heilung durch Sonne, Höhen- und Vebertan gewidmet.

An die Bestichtigung der Ausstellung schloß sich ein Rundgang an die vorbildlich eingerichtete Anstalt, in der neben Schwangeren, Wöchnerinnen mit ihren Säuglingen und kranken Kindern auch eine ganze Anzahl Ammen, die ihre Kinder bei sich haben, schwächlichen Säuglingen zur Verfügung stehen, und das reichhaltige, für Lehrzwecke, insbesondere für die zahlreichen Schülerinnen bestimmte Museum.

London will einen neuen Frauentyp lancieren.

Die Agentur Europapress verbreitete dieser Tage aus London folgende Meldung: Der bekannte Theatermann C. B. Cochran will unter Aufsicht von Sir William Arbuthnot Bano dem modernen Frauentyp der „schlanken Linie“ ein Ende bereiten und dem Idealtyp des viktorianischen Zeitalters wieder zu Ehren verhelfen. Bollschan soll wieder Trumpf werden. Cochrans neue Revue soll das Zeitalter der neuen vollschlanken Linie inaugulieren. Achtzehn Chorgirls, die in dieser neuen Revue auftreten sollen, werden zurzeit einer regelrechten Mafkur unterzogen. Bei den Lunchs, die die Chorgirls nach Vorschritt von Sir William gemeinsam einnehmen, spielt Milch als Getränk eine Hauptrolle. Sir William äußerte gelegentlich des ersten dieser gemeinschaftlichen Lunchs die Ansicht, die Welt werde Herrn Cochran als eines der größten Genies und als großen Menschenfreund feiern, und die Frauen würden nicht zögern, das gegebene Beispiel nachzuahmen.

Kommentar: überflüssig!

Kollegialität.

Sechs Schreibmaschinen klappern in hastigem Takt. Sechs Mädel in verschiedener Aufmachung, in den verschiedensten Lebensaltern sitzen vor den Kaffeekästen. Kolleginnen alle. Alle im selben unzulänglichen Gehalt stehend, das die eine durch die billige Wohnung im Hause der Eltern, die zweite durch Hunger, die dritte durch einen guten „Freund“ korrigiert. Die Tür des Privatkontors öffnet sich. „Fräulein Gröber — zum Diktat.“ Fräulein Gröber, die Blondine am Fenster, deren Haar um eine kleine Nuance zu blond geraten ist, nimmt Block und Bleistift, zieht noch einmal den fettschweißen Wiener Jumper herunter und verschwindet hinter der Doppeltür zum Chefkontor. Kaum ist sie verschwunden, steckt ihre Nachbarin beim Bogenwechseln den Kopf mit der gegenüberstehenden Kollegin zusammen. „Na, wenn der neue Jumper nun keinen Eindruck macht...“

Frühstückspause im selben Bureau. Eine holt eine Thermosflasche aus der Aktentasche, zwei brühen Kakao auf, für die vierte hat „Bolle“ früh einen halben Liter Borzugsmilch abgegeben, Fräulein Gröber packt eine Tafel Nusschokolade aus, Lotte Behrend sitzt wieder bei einer „barfüßigen Schmalzstulle“, die, wie ihre Nachbarin konstatieren kann, noch nicht einmal gut geschmiert ist. Der Propagandachef geht durch den Raum. „Schmeckt's, meine Damen?“ — „Dank!“ klingt es in sechsstimmigem Chor zurück. Jedes der Mädel scheint die Anrede als besondere Liebenswürdigkeit auf sich bezogen zu haben, und als der Chef durch ist, stecken die besonders befreundeten tuschelnd die Köpfe zusammen. Dann geht der Dienst wieder an. Fräulein Gröber verstaubt sorgfältig den Rest ihrer Schokolade. Die beiden „Kakaolöcher“ gießen noch rasch den Rest des Kakaos in die Tassen, Lotte Behrend ist längst mit ihrer Schmalzstulle fertig und wischt nervös an ihren mageren Händen herum — eine Minute später rasseln die Maschinen wieder los.

Das ist ein Morgen, wie er für eine Unzahl von Bureau typisch ist. Typisch vor allem auch darin, wie die Mädel untereinander stehen. Nie gibt es unter Bureaukolleginnen richtiggehende Kameradschaft. Sie wissen freilich, daß sie alle in der gleichen Verdammnis sind; aber trotzdem stehen sie noch längst nicht wie wirklich Kameraden zueinander. Nirgends wird man so schwer den Begriff „Solidarität“ vermissen, als in einer Arbeitsgemeinschaft, in der eine größere Anzahl von Frauen wenigen männlichen Vorgesetzten unterstellt sind. Das galt lange auch für die Betriebe, in denen die Frau als Arbeiterin steht; wie lange — und in manchen „Bubek“ soll es noch heute so sein — war es auch hier selbstverständlich, daß die Arbeiterin, die das Wohlgefallen des Chefs oder des Vorarbeiters erregte, ihm zur Verfügung stehen mußte. Und wie viele Arbeiterinnen gab es auch hier, die ihre sexuellen Vorzüge sozusagen gleichbewußt in Rechnung stellten, wenn es das Verbleiben auf einem Arbeitsplatz galt. Und darum war jede Frau auch

im Arbeitsverhältnis die geborene Feindin der anderen.

Man soll drum keinen Stein auf diese Frauen werfen. Jahrhundertlang war die Frau dazu erzogen worden, daß einzig die Geltendmachung ihrer Sexualvorzüge die Aufstiegsmöglichkeit für sie war.

Die Faschistin.

Ein sowjetrussisches Selbstmorddrama.

Im Familienheim des Kavallerieregiments N. in Homel raunte und stüßerte es: die Frau des Kompagniechefs Koko eine Faschistin. Schau mal an, wir haben sie für ein stilles Wässerschchen gehalten und in Wirklichkeit? Aufgepaßt, daß sie uns nicht alle mitfamt vergiftet.

Der Kompagniechef Koko ist Kommunist. Die Gerüchte kommen dem Parteibureau des Kavallerieregiments zu Ohren: Was, die Frau des Kompagniechefs Genosse Koko aktive Faschistin? Unmöglich! Der verantwortliche Sekretär, der Genosse Galapin, hält in der sofort einberufenen Sitzung das Referat; die einstimmig angenommene Resolution lautet: Das Zusammenleben mit dem fremden Element ist mit der Parteimitgliedschaft unvereinbar. Genosse Koko hat sich von seiner Frau zu scheiden.

Der Kompagniechef Koko ist demütigt, seine Regimentskameraden von der Grundlosigkeit der Gerüchte zu überzeugen. Er steht ihm nicht von seiner Frau zu trennen. Umsonst! Die Frau legt eine ganze Anzahl von Dokumenten vor, aus denen hervorgeht, daß sie früher Mitglied der kommunistischen Jugend war, später unter Kindern vorzuschulspflichtigen Alters gearbeitet und sich aktiv an öffentlichen Leben betätigt hat. Bergänglich! Die Verammlung der gesamten Regimentspartei mitgliedschaft bestätigt den Beschluß des Bureaus: dem Genossen Koko ist nahezu legen, die Scheidung mit der Frau durchzuführen.

Die Hingabe der Frauen an den gesellschaftlich Höherstehenden war zum Teil sogar festgelegtes „Recht“. Das „jus primae noctis“, das Recht der ersten Nacht der Neuvermählten, die dem Herrn der Unfreien gebührte, ist noch der Gegenstand der „Hochzeit des Figaro“, die erst nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entstand! Das „auf Glauben schlafen“, d. h. die Verleihung auch der ritterlichen Ehefrau an den besonders zu ehrenden Gast, war ein Brauch, der im frühen Mittelalter allgemein war.

Wie sollte es anders gewesen sein, als die Frau endlich auf den Arbeitsmarkt gedrängt wurde! Waren sie bis dahin nur Konkurrentinnen im Kampf um den Mann, so waren sie nun Konkurrentinnen um Mann und Stellung. Und die Männer dachten nicht daran, diese „angestammten Herrenrechte“ freiwillig aufzugeben. Vom Fabrikherren bis zum Vorarbeiter machten sie sie schonungslos geltend, und wer sich nicht fügte, stog. Selbst in den Anfängen der Arbeiterbewegung fanden die Männer nicht die saubere und klare Einstellung zu den Genossinnen. Es war eine jahrelange Erziehungsarbeit notwendig, bis nicht nur in den führenden Kreisen, sondern auch bei den „Führern des Massenkampfes“ die Frau als gleichberechtigt anerkannt wurde. Und es soll heute noch Genossen geben, denen das der schwerste Brocken ist... Erschütternd sind hier die „Berichte aus der Wirklichkeit“, die das Buch der Genossin Sellinger enthält. „Der Rachen“ heißt es und bietet einen Querschnitt durch das Leben einer Proletarierin, Heimarbeit, Hausarbeit, Fabrik und nochmals Fabrik und das Ringen um die Gestaltung des eigenen Lebens und der nur zu schwere Weg zur Partei. Aus dem kleinen Büchel spricht das ganze Elend der Frau, die es einmal wagt, ihr Weibtum von ihrer Lohnarbeitsverpflichtung zu trennen.

Nun hat sich im Proletariat doch schon vieles geändert. Auch die Frau kennt Klassenbewußtsein, auch sie hat in manchem Streik den Begriff der Solidarität hochhalten gelernt. Aber noch immer muß man, wo Frauen miteinander unter männlicher „Oberhoheit“ stehen, Rücksälle konstatieren — besonders in den Betrieben, bei denen grobe, entstellende körperliche Arbeit ausgeschaltet ist. Noch immer ist sozusagen latent die Bereitschaft vorhanden, zur Arbeitsleistung auch das Weibtum als Draufgabe zu geben. Noch immer ist diese innere Bereitschaft eine starke Waffe des Kampfes der „Kolleginnen“ untereinander. Und wehe der, die ihre körperlichen Vorzüge über die anderen heraushebt! Selbst wenn sie gar nicht daran denkt, zu kokettieren, wird ihr sicherlich zuerst nachgefagt, daß sie ihre Stellung mehr ihren Reizen als ihrer Tüchtigkeit zu verdanken habe. Die knappen hundert Jahre, in denen die Frau als Arbeitskraft auf dem Markt des Lebens steht, haben eben noch nicht genügt, die Reste der Jahrhunderte, ja Jahrtausende langen Beziehungen zum Sexualobjekt zu tilgen. Je klarer wir aber erkennen, wie begründend da das kleinste Zugeständnis an diese längst überwundenen Zeiten ist, je sicherer werden wir mit diesen Resten fertig werden — ob wir sie nun in Form der allzuleichten Bereitschaft zu Verdacht und übler Nachrede oder in einer anderen Art mit uns herumtragen. R. E.

Koko ist ein altes Parteimitglied. Wie sollte er sich den Forderungen seiner Genossen nicht fügen. Er sagt zu seiner Frau: Du weißt, Katja, wie gern ich dich habe. Die Partei verlangt aber, daß wir auseinandergehen. Ich weiß, die Forderung ist un begründet und ungerecht. Ich bin Kommunist, Soldat und Roter Kommandeur. Ich darf nicht um einer Frau willen die militärische und revolutionäre Disziplin verlegen. Verzehle mir, wenn du es kannst.

Koko läßt sich scheiden. Um jede Beziehung zwischen ihm und seiner nun von ihm geschiedenen Frau unmöglich zu machen, wird ihm folgender Bescheid zuteil: Der Genosse Koko ist darauf aufmerksam zu machen, daß es für ein Mitglied der kommunistischen Partei unzulässig ist, mit fernden und antisowjetischen Elementen Beziehungen zu unterhalten.

Kokos ehemalige Frau, nun wieder Katharina Smirnowa, reist zu ihren Eltern und kehrt am 16. Dezember u. J. nach Homel zurück. Sie steigt in dem Familienheim ab, in dem auch ihr Mann lebt, bei dessen Nachbarn. Entgegen dem Beschluß des Parteibureaus läßt jener ganz insgeheim seine Frau zu einem Glase Tee ein. Sie bittet ihn, einen von ihr verfaßten Brief an den Vorsitzenden der Zentralen Kontrollkommission in Moskau, den Genossen Jaroslawski, abzuschicken. Darin heißt es u. a.:

„Ich bitte und siehe Sie an, lassen Sie mich nicht zugrunde gehen, geben Sie mir die Möglichkeit, mit meinem Mann, dem Kommunisten, wieder zusammenzuleben. Ich bin unschuldig. Aus den beigefügten Papieren erkennen Sie, wer ich bin. Ich bitte meine Erklärung nicht unbeachtet zu lassen; denn sonst werde ich

Der Frauentwahlkampf in England.

Am 24. Januar wurden in England die neuen Wählerlisten aufgelegt, in denen zum ersten Male die jungen Wählerinnen vom 21. Jahr angefangen, erscheinen. Der ganze Wahlkampf ist auf diese Umwälzung abgestellt. Bisher haben nämlich in England zwar die Männer vom 21., die Frauen jedoch erst vom 30. Lebensjahre an das Wahlrecht gehabt. Es ist ein besonderer Erfolg der Arbeiterpartei, diese Ungleichheit beseitigt und den Konservativen dieses Stück für uns selbstverständlicher Gleichberechtigung abgerungen zu haben.

Aus dem Programm der Arbeiterpartei heben die Frauen in der Agitation folgende zehn wichtige Punkte hervor: 1. Verbesserung der Witwen- und Waisenspenden; 2. ärztliche Hilfe und Fürsorge während der Mutterschaft und Verbesserung der Kinderfürsorge; 3. Verbesserung der Hinterbliebenen- und Invalidenrenten nach Betriebsunfällen; 4. Vermehrung der Krippen und Kindergärten; 5. Ausdehnung und Verbesserung des schulärztlichen Dienstes; 6. die Erstellung von neuen Wohnungen zu für Arbeiterfamilien erschwinglichen Mieten; 7. Befestigung der Verbrauchssteuern; 8. Befestigung der Steuern, die die gegenwärtige Regierung auf notwendige Haushaltungs- und Bedarfsartikel gelegt hat; 9. die Vermehrung der Studentenheime für Hoch- und Mittelschüler und -schülerinnen, um den Eltern die Möglichkeit zu bieten, begabte Jungen und Mädchen, unbehindert durch finanzielle Sorgen, auszubilden zu lassen; 10. die Vermehrung der Arbeitsgelegenheit für Arbeiter und Arbeiterinnen, bessere Löhne und bessere Unterstützungen in Zeiten der Arbeitslosigkeit.

in den nächsten Tagen meinem Leben ein Ende machen müssen; ich bin einfach auf die Strafe gesetzt, ohne Mittel und Obdach. Gibt es denn wirklich auch in der Zentrale keine Gerechtigkeit? Unmöglich das! Ich hoffe zuversichtlich und erwarte Rettung für mich."

Der Kompagniechef Genosse Koltko war ganz der Ansicht seiner geschiedenen Frau. Er wünschte nichts sehnlicher als die Wiedervereinigung mit ihr. Durfte er aber dem Beschlusse der Partei zuwiderhandeln? Er weigerte sich, den Brief an den Genossen Jaroslawski zu senden.

Zwei Tage später las man in einem Polizeiprotokoll:

„In Homel verurteilte am 18. Dezember 1928 um 7.30 Uhr morgens die Bürgerin Smirnowa Jelaterina mit zwei Schüssen aus dem Revolver Ragan ihren früheren Mann, den Kompagniechef des 14. Kasakaleregiments, Mitglied der kommunistischen Partei, Koltko Paul, schwer in den Bauch und beging mit dem dritten Schuss aus dem gleichen Revolver Selbstmord.“

Der Genosse Jaroslawski erhielt in Moskau einen Brief der parteilosen Bürgerin Smirnowa — nach deren Tode. Dem Schreiben waren 24 Dokumente beigelegt, aus denen die ganze Unfairigkeit der verurteilenden Behauptungen hervorging. In den mit Bleistift hastig hingeworfenen Zeilen hieß es:

„Vor meinem Tode sage ich es Ihnen noch einmal: Ich bin vollkommen unschuldig. Alles andere erzählen die Dokumente. Um das eine bitte ich: mögen die Parteinstanzen in Zukunft nicht das Familienleben zerstören — genug an uns beiden.“

Ueber diesen eigenartigen Kriminalfall berichtet fast in gleichen Worten der Feuilletonist der „Pravda“, Landauf. Rußland.

Die Frau des Ministerpräsidenten auf der Bühne. Die Frau des früheren südafrikanischen Premierministers General Smuth wird dieser Tage in einem New-Yorker Theater als Schauspielerin auftreten.

Er setzt ihr den Fuß auf den Nacken. Sonderbare Hochzeitsbräuche.

Bei den primitiven Völkerschaften gehen die Hochzeitsfeierlichkeiten vielfach unter so seltsamen Gebräuchen und Zeremonien vor sich, daß es sich wohl lohnt, einiges davon aus der Nähe zu betrachten.

In Vorderindien leben noch Reste der Ureinwohner in den Bergen. Die Badagars begehen ihre Hochzeiten durch eine ganz außergewöhnliche Zeremonie. Man tanzt und singt im Hause der Braut, und ist das Fest auf seinem Höhepunkt angekommen, so gießt plötzlich jemand der Braut einen Eimer Wasser in den Rücken, um sozusagen ihre Vergangenheit abzuwaschen. In einem Tage, den man für günstig hält, führt man dann die junge Braut in das neue Haus, das mit Blumen und Girlanden geschmückt ist, und die Eltern übergeben sie dem Gatten. Sie muß sich ihm zu Füßen werfen, und er setzt ihr mit folgenden Worten den Fuß in den Nacken: „Ich wünsche dir langes Leben! Gebt mir einen Eimer Wasser!“ Noch einmal muß die Braut die symbolische Waschung über sich ergehen lassen. Dann endlich ist die Ehe rechtsgültig. Dessenhalb anerkannt aber wird die Frau erst von dem Augenblick an, in dem sie ihrem ersten Sohne das Leben geschenkt hat.

Bei dem Volksstamme der Khonds sind die Hochzeitszeremonien mit einer Entführungszene verknüpft. Wenn alle Verwandten und Freunde festlich versammelt sind, nehmen die männlichen Verwandten die junge Braut und den Bräutigam plötzlich auf ihre Schultern und entführen sie mit ihnen. Die übrigen Anwesenden verfolgen die Flüchtlinge mit Geschrei und tun so, als ob sie sie festhalten wollten. Ein Priester jedoch begleitet die Räuber und entführt sie den Verfolgern. Er spannt eine Schur über den nächstgelegenen Bach und stellt dadurch eine Zauberbrücke her, über welche die Schutzgeister des jungen Ehepaars den Weg in deren neue Wohnung finden sollen. Nachdem die Entführer im Hause des Bräutigams eingetroffen sind, setzen sie ihre Beute ab, und es findet mit den Verfolgern eine Art von Versöhnung statt. Es wird dem jungen Ehepaar eine brennende Lampe gereicht, die der junge Ehemann ständig als Symbol der ehelichen Liebe brennend erhalten muß. Die Hochzeitsfeierlichkeiten finden dadurch ihren Abschluß, daß der Bräutigam seinen Fuß auf den Fuß der Braut setzt, dann ihren Kopf gegen seine Schulter heugen läßt und ihr mit seinem eigenen Blut ein symbolisches Zeichen auf die Stirn malt. Ein Vorgang, der im ganzen Dorfe durch Signale von Gewehrschüssen und Trommelschlägen angezeigt wird.

Neht sonderbar sind auch die Ehegebräuche eines Stammes in Neu-Guinea. In diesen Gegenden stellt der Besitz an Frauen den einzigen Reichtum dar, und ein Mann wird für um so wohl-

habender gehalten, je mehr Frauen er hat. Eine Frau kann von dem Schwager, wie auch von ihrem zukünftigen Gatten oder dessen Vater gekauft werden. Bei diesem Volke pflegen die betagten Männer, die noch eine Reihe unversorgter Söhne haben, dadurch eine Art Lebensversicherung einzugehen, daß sie ihren Kindern soviel Gattinnen wie nur möglich kaufen, damit sie später die nötigen Arbeitskräfte besitzen. So kommt es vor, daß Knaben von vier bis fünf Jahren mit Frauen von 25 Jahren verheiratet werden und umgekehrt, daß ein zwanzigjähriger junger Mann Gattinnen von vier bis fünf Jahren hat, die, sobald es irgend möglich ist, zu Arbeitszwecken verwendet werden.

Die Inokts in Alaska sind durch einen einzig dastehenden Heiratsbrauch bekanntgeworden. Jede Frau verfügt gewöhnlich über zwei Männer, einen als ersten Mann und den anderen gewissermaßen als dessen Stellvertreter. Der zweite hat die Pflichten zu erfüllen, die bei uns einem Kindermädchen zufallen. Er muß die Kinder hüten und Hausarbeiten verrichten, wenn die Frau auf der Arbeit ist. Erst wenn der erste Gatte stirbt, rückt der zweite in die begehrte Stellung vor und ist glücklich genug, sich dann seinerseits einen Stellvertreter nehmen zu können.

Eine Heiratzeremonie, die an europäischen Brauch erinnert, finden wir bei dem auf tiefer Kulturstufe stehenden Volke der Nahrts in Malabar (Vorderindien). Ein Sterndeuter setzt den für die Hochzeit günstigen Tag fest. Bei dem Feste versammeln sich alle Angehörigen des Stammes. Unter großen Feierlichkeiten legt man dem jungen Ehepaar eine goldene Kette um die Handgelenke, und darauf gefesselt führt das Paar vor den Zuschauern einen Tanz auf. Dann macht man es wieder los, und der Gatte legt seiner zukünftigen einen Ring um den Hals, ein symbolisches Geschenk, das etwa unserem Trauring entspricht. Nun beginnt der Hochzeitschmaus, der drei oder vier Tage dauert, bis endlich die Gäste, reich beschenkt, Abschied nehmen.

Ein anderer eigenartiger Hochzeitsbrauch wird schon von Marco Polo berichtet. Diese Zeremonie, die in Malabar und in Birma vorkommt, besteht darin, daß das Blut der Braut von Priestern geweiht wird, die dafür reichliche Geschenke an Stoffen und Silberfachen erhalten. Wenn in großen Häusern eine Hochzeit stattfindet, erhalten die Priester fürstliche Entschädigungen, während sie sich bei einfachen Leuten mit bescheidenen Gaben begnügen. Diese armen Familien, die sich einen großen Luxus nicht leisten können, suchen aber den Hochzeitspriester dadurch zu entschädigen, daß sie ihm eigenhändig die Füße waschen und dann das Wasser — austrinken, eine Höflichkeitsform, die noch heute in Indien bei gewissen Volksstämmen an der Tagesordnung ist.